

Christine Riegel

Zwischen Anpassung und Widerstand¹ Jugendliche EinwanderInnen und ihr Umgang mit Fremdzuschreibungen und Diskriminierung

Sowohl im vorherrschenden Alltagsdiskurs, in der Politik aber auch innerhalb der Sozialwissenschaften in Deutschland werden junge EinwanderInnen oft auf ihre ethnische oder nationale Zugehörigkeit reduziert. Ein Fokus ist dabei auf ihre Herkunft, auf kulturelle Differenzen zwischen Herkunftsland und dem Einwanderungsland und damit verbundenen Problemlagen gerichtet und es wird teilweise von Kulturkonflikten und Identitätsproblemen gesprochen. Gerade wenn es um Fragen der Akkulturation und Integration² geht, wird befürchtet, dass sich Jugendliche aus Einwanderungsfamilien verstärkt der Kultur oder Religion ihres Herkunftslandes³ zuwenden, sich mit ihrer Ethnic Community separieren oder in aggressiver Weise von der Einwanderungsgesellschaft distanzieren. So diagnostizierten auch die JugendforscherInnen Heidrun Bründel und Klaus Hurrelmann Mitte der 90er Jahre: „Ein schwerwiegendes Problem ist der Verlust der Identität, dem meistens durch Beharren auf Traditionen und Werte des Heimatlandes entgegengewirkt wird.“ (1995, S.294) Diese Einschätzung ist nicht selten mit der Befürchtung verbunden, dass sich die Jugendlichen nicht hinreichend in die Aufnahme-gesellschaft integrieren können oder wollen: „Das Beharren auf dem Überlieferten wirkt sich in einer Situation, wo gerade Flexibilität und Anpassung erforderlich sind, äußerst hemmend und konfliktverstärkend aus.“ (ebd.)

Gleichzeitig beschäftigt sich entsprechend der öffentlichen Aufmerksamkeit ein großer Teil der sozialwissenschaftlichen Forschung zu EinwanderInnenjugendlichen hauptsächlich mit Auffälligkeiten und Abweichungen, wie Gewalt oder Bandenbildung. Dabei besteht nicht nur die

¹ An dieser Stelle möchte ich Josef Held für die Diskussion dieses Artikels und seine kritischen Anmerkungen und Anregungen danken.

² Der Begriff der Integration ist nicht unproblematisch und nicht unumstritten. Zum gesellschaftlichen Diskurs von Integration und zum unterschiedlichen Gebrauch des Begriffs vgl. Held (1999).

³ Bezeichnenderweise werden hier vor allem fundamentalistische Strömungen anderer Religionen als der christlichen genannt und gefürchtet, insbesondere der des Islam (z.B. Heitmeyer 1996).

Gefahr, dass jugendspezifische Probleme ethnisiert werden⁴, sondern auch, dass eingewanderte Jugendliche zu einer Problem- oder Sondergruppe gemacht werden. Auch wenn sich inzwischen in Teilen der Sozialwissenschaften durchaus ein Perspektivwechsel vollzogen hat⁵, herrscht gesamtgesellschaftlich ein auf Defizite und kulturelle Aspekte reduziertes Bild über MigrantInnenjugendliche vor.

Diese beiden Diskursstränge - die Konzentration auf kulturelle Aspekte und der Defizitansatz - beziehen sich beide explizit und pointiert auf den Aspekt der Herkunft der EinwanderInnen. Von den Betroffenen wird dies durchaus zur Kenntnis genommen. In der Einleitung zu einem Interview mit zwei HipHop Musikern wird dies treffend auf den Punkt gebracht: „Ob als Problem, Opfer, Störung oder als Exotik, dem Herkunftsterror entkommt hierzulande kaum ein Mensch, der als Nicht-deutsch gekennzeichnet ist.“ (com.une.farce 1998) Für den Sozialwissenschaftler Mark Terkessidis scheint dies symptomatisch für deutsche Verhältnisse zu sein. In einem Zeitungsartikel formuliert er provokativ: „Fremdheitstheater: In Deutschland wird man im europäischen Vergleich mit den Themen Herkunft oder „Wurzeln“ geradezu belästigt“ (die tageszeitung, 20.7.1998).

Das Ethnisieren von Problemlagen oder das Fokussieren auf den Herkunfts- oder Migrationskontext ist jedoch nur die eine Seite. Gleichzeitig bestehen (nicht nur) in Deutschland gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse, in denen die ethnische oder nationale Herkunft bzw. Zugehörigkeit ein wesentliches Ausgrenzungs- und Regulationskriterium darstellt und sich einschränkend auf die Lebenssituation von EinwanderInnen auswirkt. Hier wird bereits die widersprüchliche Ausgangssituation für den Umgang mit sozialen Konstruktionen wie die ethnische oder nationale Zugehörigkeit deutlich.

Nun stellt sich natürlich die Frage, wie junge MigrantInnen mit diesen spezifischen und durchaus widersprüchlichen Lebensbedingungen umgehen und welche subjektive Bedeutung sie dabei ethnischen bzw. nationalen Zugehörigkeiten geben.

Den Blick möchte ich im Folgenden besonders auf eher unauffällige und defensive Umgangsformen mit diesen ethnisierenden und ausgrenzenden Lebensverhältnissen richten: das Verschweigen oder Nichtthematizieren

⁴ Orientierungen und Handlungen, die ebenso in einem jugendspezifischen Zusammenhang gesehen werden könnten, werden dabei einseitig auf den Migrationshintergrund dieser Jugendlichen zurückgeführt.

⁵ Kritisch mit diesem als ethnozentristisch und stereotypisierend zu bezeichnenden Kultur-Konflikt-Theorem und damit verbundenen Paradigmen (z.B. dem Traditions-Modernitäts-Paradigma) setzen sich bereits seit längerem Auernheimer (1995), Bukow/Llaryora (1993), Bukow/Ottersbach (1999), Dannenbeck/Eser/Lösch (1999), Herwartz-Emden (1997a), Marvakis (1995), Mecheril/Teo (1994) u.a. auseinander.

des eigenen Migrationshintergrunds und die Verharmlosung von gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnissen und persönlichen Ausgrenzungserfahrungen. Dies erscheint mir vor allem deshalb interessant, da diese Umgangsformen bisher in der Öffentlichkeit kaum Beachtung fanden⁶ und an ihnen die Diskrepanz von individuellen Integrationsbemühungen und gesellschaftlichen Integrationsvoraussetzungen besonders deutlich wird⁷. Dabei ist es wichtig, zwar von den Problemen der Jugendlichen auszugehen, sie jedoch nicht selbst zum Problem zu erklären. Nicht zuletzt sollen diese Überlegung aufschließenden Charakter haben, um im Sinne einer subjektwissenschaftlichen Forschung erweiterte Handlungsmöglichkeiten, die Überwindbarkeit subjektiver Behinderungen und die Veränderbarkeit der einschränkenden Bedingungen begreifbar zu machen. Dabei können sowohl Jugendliche als auch die, die sich mit ihnen beschäftigen (in der Jugendarbeit, Schule, Politik, Forschung) neue Erkenntnisse gewinnen.

1. Methodische Probleme subjektwissenschaftlicher Forschung mit Jugendlichen

Die Untersuchung auf die ich mich im folgenden beziehen werde, fand im Rahmen des Projekts "Internationales Lernen"⁸ statt. In Deutschland wurden 1997 und 1998 Jugendliche in zwei Stadtteilen, dem einer Groß-

⁶ Diese Umgangsformen bleiben u.a. deshalb relativ unbeachtet, weil sie zum einen als unproblematisch gelten und andererseits weniger spektakulär und medienwirksam sind. Als positive Beispiele für eine erfolgreiche Auseinandersetzung mit dem Migrationshintergrund werden zum Beispiel subkulturelle Stile und Jugendkulturen, das Verfolgen einer Karriere im Bereich der internationalen bzw. einer migrantInnenspezifischen Wirtschaftsbranche in Deutschland oder in der Pop- oder Modewelt gerne von den Medien aufgegriffen. Diese Formen sind auch gut in eine globalisierte und marktorientierte Gesellschaft integrierbar und gesellschaftlich anerkannt.

⁷ Jugendliche, gleich welcher Herkunft, stehen vor der Aufgabe, sich in die jeweilige Gesellschaft hineinzuentwickeln, d.h. sich zu integrieren. Dabei haben sie vielfältige Widersprüche, Schwierigkeiten, Brüche und Hindernisse zu überwinden. Die subjektive Seite der Integration hat gesellschaftliche und strukturelle Voraussetzungen, die die Integrationsbemühungen vieler Jugendlichen beeinträchtigen, besonders derer aus Einwanderungsfamilien.

⁸ Das Jugendforschungsprojekt „Internationales Lernen“ besteht aus fünf Forschungsgruppen in Deutschland, Griechenland, Kroatien, Lettland und den Niederlanden und arbeitet seit Beginn der 90er Jahre zusammen. Von 1996 bis 1999 wurde das Projekt von der Europäischen Union finanziell unterstützt (vgl. Held/Svob 1998 und Held/Spona 1999). Darüber hinaus arbeite ich derzeit an einem Dissertationsvorhaben zu „Orientierungen und Handlungsformen von jungen Migrantinnen“, in dessen Rahmen ich mit einigen der befragten jungen Frauen nach wie vor zusammenarbeite; Erkenntnisse aus diesem Forschungszusammenhang sind ebenfalls in diesen Artikel eingeflossen.

stadt (Stuttgart) und dem einer Universitätsstadt (Tübingen), befragt⁹. Das Thema der Untersuchung war: „Orientierungen Jugendlicher im Kontext von Ausgrenzung und Integration“. Dabei wurden qualitative Einzel- und Gruppeninterviews sowie ethnographische Studien durchgeführt und im Rahmen einer repräsentativen Fragebogenuntersuchung 289 Jugendliche befragt. Die Stichprobe umfasste sowohl eingewanderte Jugendliche (MigrantInnen der zweiten oder dritten Generation, AussiedlerInnen, Flüchtlinge) als auch deutsche Jugendliche, die schon lange in den ausgewählten Stadtteilen wohnen oder erst in den letzten Jahren zugezogen sind. Da es ein Anliegen des Projekts ist, lebensweltorientiert und handlungsbezogen zu forschen und die Jugendlichen (und JugendarbeiterInnen) in die Forschung mit einzubeziehen, wurden mit den Jugendlichen zusammen Videos über ihren Stadtteil gedreht sowie eine internationale Jugendbegegnung durchgeführt (vgl. dazu Leiprecht/Riegel/ Held 1999).

Ausgehend von einem subjektwissenschaftlichen Ansatz, der an der Kritischen Psychologie orientiert ist, war es uns wichtig, nicht *über* die „Betroffenen“, d.h. in unserem Fall die Jugendlichen zu sprechen bzw. zu forschen, sondern *mit* ihnen. Dadurch dass ihre (Handlungs-) Probleme in einem gesellschaftlichen Zusammenhang analysiert werden, soll die Forschung dazu beitragen, allen Beteiligten „die Überwindbarkeit subjektiver Behinderungen und Leidensformen als Veränderung der Bedingungen“ (Osterkamp 1990, S.145) begreifbar zu machen. Ein subjektwissenschaftliches Prinzip besteht darin, dass „die >Subjekte< als diejenigen, die solche Erfahrungen machen, nicht auf der Gegenstandsseite, sondern auf der Seite der >Forschenden<, d.h. des Wissenschaftssubjekts stehen“ (Holzkamp 1988/1997, S.38). Streng genommen heißt dies, sie auch theoretisch so zu qualifizieren, dass sie sich gleichermaßen wie die ForscherInnen am gesamten Forschungs- und Erkenntnisprozess beteiligen können (vgl. Holzkamp 1983/1995 und 1988/1997).

Im Rahmen des Projekts Internationales Lernen haben wir die Erfahrung gemacht, dass diese Ansprüche im Bereich der Jugendforschung nicht einfach umzusetzen sind.¹⁰ Ein wesentlicher Grund dafür ist, dass

⁹ Für unsere Untersuchung wurden heterogen zusammengesetzte Stadtteile ausgewählt, in denen ganz unterschiedliche Bevölkerungsgruppen leben.

¹⁰ Eine der Schwierigkeiten subjektwissenschaftliche Prinzipien umzusetzen, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll, besteht darin, dass die meisten Forschungsprojekte auf die Finanzierung aus Drittmitteln angewiesen sind. Allein schon der relativ langwierige Prozess der Antragstellung macht es schwierig, direkt und unmittelbar bestimmte Problemlagen aufzugreifen und zu deren Veränderung und Lösung beizutragen. Auch bestimmte Kriterien der Antragstellung, die an sich bereits schon einen Außenstandpunkt der Forschung nahe legen, sind nicht unbedingt mit subjektwissenschaftlichen Grundsätzen zu vereinbaren (vgl. dazu auch Held/Leiprecht/Riegel 1997).

die Interessen an der Forschung und Möglichkeiten sich daran zu beteiligen von Jugendlichen und WissenschaftlerInnen sehr unterschiedlich sind und diese ungleiche Ausgangslage auch nicht so leicht aufzulösen ist. Der ideale Fall, dass ForscherInnen und Jugendliche aus einem Handlungsproblem heraus gemeinsam einen Forschungsprozess initiieren, tritt hier kaum auf. Tatsache ist, dass wir mit unserem Forschungsinteresse an die Jugendlichen herantreten und nicht umgekehrt. Auch wenn die Jugendlichen, so unsere Erfahrung, am Thema der Untersuchung „Ausgrenzung und Integration“ interessiert sind, ist es unrealistisch, sie umfassend in den langwierigen Forschungsprozess einzubeziehen. Zeiträume von einem bis drei Jahren, die für die Durchführung von Forschungsprojekten nicht selten sind, sind für Jugendliche „Welten“. Ihr Leben hat sich bis dahin nicht selten völlig verändert, das ursprüngliche Problem erledigt. Unserer Erfahrung nach sind die Jugendlichen eher an einmaligen Aktionen interessiert und aufgrund ihrer Lebensführung und Mobilität wollen sie sich nicht unbedingt auf eine längerfristige Kooperation einlassen. Auch die theoretische Qualifizierung zu MitforscherInnen ist ein Problem. Sicherlich ist es einfacher, den Idealfall einer subjektwissenschaftlichen MitforscherInnensituation mit einem Personenkreis herzustellen, der über einen ähnlichen Reflexionsgrad und Interesse an einer intellektuellen Auseinandersetzung wie die ForscherInnen verfügt. Ein Forschungskollektiv mit KollegInnen, AkademikerInnen oder auch Studierenden zu bilden (und damit auch innerhalb einer gewissen gesellschaftlichen Klasse zu bleiben) ist die eine Sache, mit Jugendlichen, sozial Benachteiligten oder bildungsungewohnten Gruppen eine ganz andere.

Trotzdem versuchen wir, die Jugendlichen soweit wie möglich und ihren Bedürfnissen, Fähigkeiten und Interessen entsprechend, als MitforscherInnen einzubeziehen (vgl. Held 1994). Dies bedeutet zunächst, die Jugendlichen (in unserer Forschungshaltung) als ExpertInnen ihrer Lebenssituation ernst zu nehmen und zum Ausgangspunkt der Forschung zu machen. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass eine MitforscherInnensituation im subjektwissenschaftlichen Sinne bereits bei einmaligen oder punktuellen Forschungskontakten entstehen kann. Wir versuchen die Befragungssituation oder die handlungsorientierten Aktionen so zu gestalten, dass diese Situationen selbst bereits schon erkenntnisfördernd sind, so dass die Jugendlichen neue Erkenntnisse und Einsichten über (erweiterte) Handlungsmöglichkeiten gewinnen. Allein schon die Sondersituation des Interviews, in der sie gegenüber einer Person, mit der sie normalerweise gar nichts zu tun haben und die meist aus einem ganz anderen Lebensumfeld kommt, ihre Lebenssituation, Orientierungen und Meinungen darstellen und erklären, führt dazu, dass sie sich selbst aus einem ganz anderen Blickwinkel sehen können und möglicherweise durch diese Perspektivenverschränkung neue Erkenntnisse gewinnen. Hier kann der Umstand, dass ich als deutsche Forscherin mit MigrantIn-

nen arbeite durchaus auch vorteilhaft sein. Da sie davon ausgehen, dass ich nicht nur in einem anderen Lebenskontext lebe, sondern auch über einen anderen kulturellen Hintergrund verfüge, halten sie mir gegenüber bestimmte Dinge für erklärenswert, die sonst für sie selbstverständlich sind und entheben sie so ihrer Eindeutigkeit. Sie nehmen dabei einen Blick „von außen“ auf sich selbst und ihre Lebensrealität ein. Diese wird dabei für sie neu erfahrbar und so auch hinterfragbar.

Generell können in der Interviewsituation für die Jugendlichen Widersprüche in ihren Argumentationen und Orientierungen sichtbar werden. Das sind die Situationen, in denen die Jugendlichen während des Interviews plötzlich ins Stocken kommen, ihnen klar wird, dass das, was sie vorher in scheinbar klarer Weise vertreten haben, doch nicht so eindeutig ist. Eine junge Frau vertrat beispielsweise während des gesamten Interviews ein Gleichheitsprinzip, im Sinne von „alle Menschen sind gleich und sollen deshalb auch so behandelt werden“. Gleichzeitig äußerte sie sich jedoch ständig abwertend über eine andere MigrantInnengruppe und stellte deren Daseinsberechtigung in Deutschland in Frage. Irgendwann während des Gesprächs brachte sie beide Argumentationslinien zusammen und ihr wurde deren Widersprüchlichkeit bewusst. Und an diesem Punkt begann eine interessante Diskussion zwischen ihr, einer anderen Jugendlichen die an diesem Interview beteiligt war und mir als Interviewerin. Der jungen Frau war es hier sehr wichtig, diesen Widerspruch zu klären und in dieser Situation entstand ein Intersubjektivitätsverhältnis, mit einem Bedürfnis der Erkenntniserweiterung für alle Beteiligten.¹¹

Dieser Lern- und Entwicklungsaspekt ist auch bei einmaligen Kontakten nicht zu unterschätzen. Die Jugendlichen ziehen dabei ganz Unterschiedliches für sich aus der Interviewsituation. Sie nutzen die Gelegenheit zur Selbstreflexion, zur Selbstpräsentation oder als Möglichkeit, sich mal in Ruhe ihre Probleme von der Seele zu reden. Gerade für Jugendliche aus einem eher benachteiligten sozialen Umfeld ist das Interview oft das erste Mal, dass sich jemand für sie und ihre Geschichte und Probleme so viel Zeit nimmt, sie ernst nimmt. Der Forschungskontakt wird dann zu einem wirklichen MitforscherInnen- und Intersubjektivitätsverhältnis, wenn die Jugendlichen die Forschungssituation für die eigene Entwicklung nutzen können, um mehr über sich, ihre Begrenzungen und mögliche andere Wege zu erfahren und somit handlungsfähiger werden, - wenn aus einem Gefälligkeitsinterview ein Erkenntnisprozess für die Jugendlichen selber wird.

¹¹ Hier bin ich als Interviewerin gefordert, die nicht nur zuhört (wie dies in einem narrativen Teil der Interviews durchaus notwendig ist), sondern den Jugendlichen auch eine Auseinandersetzungsmöglichkeit bieten kann. Wichtig scheint mir, dabei nicht auf der individuellen Ebene zu bleiben, sondern auch den Bezug zu gesellschaftlichen und sozialen Voraussetzungen, z.B. ausgrenzende Diskurse, herzustellen.

Eine junge Frau sagte beispielsweise am Ende des Interviews: *„das tut mir gerade auch voll gut, dass ich mit dir rede. Mir kommt's gerade so vor, als wenn ich beim Psychopaten (gemeint ist Psychiater, Anm. C.R.) wäre (lacht), oder so. [...] So, das ist echt gut, weil jetzt kommt alles raus.“* Sie bleibt dabei aber nicht stehen, sondern macht deutlich, dass durch das Gespräch für sie auch neue Handlungsoptionen, Wege aus ihrer scheinbar verfahrenen Situation deutlich wurden: *„Ja, das bleibt jetzt in mir praktisch. So, sag ich mal, ich hab jetzt alles erzählt. Und wieso zieh ich das jetzt nicht durch, wieso soll ich das jetzt nicht durchziehen, praktisch? Ich mach das jetzt, ich geh jetzt heim, soll er doch rumschreiben... „*

Teilweise entsteht eine MitforscherInnensituation auch erst nach dem Interview, z.B. beim anschließenden gemeinsamen Weg zur Straßenbahn. Das Gespräch geht dann auf einer anderen Ebene weiter: Aha-Erlebnisse werden deutlich, es kommt zu Diskussionen, die den vorherigen Interviewrahmen gesprengt hätten u.a.m..¹²

Auch wenn es nicht immer möglich ist kontinuierlich mit den Jugendlichen zusammen zu arbeiten und es oft nur zu einmaligen Begegnungen kommt, können durchaus auch längerfristige Kontakte entstehen. Einige Jugendliche kenne ich inzwischen schon seit mehreren Jahren und wir haben schon verschiedene Interviews und praktische Forschungsaktionen (wie z.B. die genannte Jugendbegegnung und das Drehen der Stadtteilvideos) gemeinsam gemacht. Mit diesen Jugendlichen ergibt es sich natürlich, dass Erkenntnisse gemeinsam reflektiert werden und sie sich teilweise ganz selbstverständlich als MitforscherInnen und ExpertInnen ihrer eigenen Lebensgeschichte und Lebenssituation sehen. Eine junge Frau konnte z.B. in der Auseinandersetzung mit einem Interview, das ich mit ihr zwei Jahre vorher gemacht habe, ihre damaligen Standpunkte und Sichtweisen dazu nutzen, sich klar zu machen, dass und wie sie sich inzwischen verändert hat.

Die Rückvermittlung unserer Erkenntnisse an die Jugendlichen, mit denen wir geforscht haben, ist aber nicht immer möglich, z.B. weil sie inzwischen nicht mehr in den Jugendeinrichtungen sind, über die der Kontakt bestand, oder ganz weggezogen sind. Auch wenn die Rückvermittlung der von uns angestellten Überlegungen an die Jugendlichen erfolgte, so stellt sich die Frage, ob ihre Reaktion auf diese wirklich authentisch ist oder ob sie nicht vielleicht uns zuliebe oder der Einfachheit halber unseren Interpretationen zustimmen oder sich nicht trauen, zu wi-

¹²Das Phänomen, dass das eigentlich Interessante oft erst nachdem das Tonband ausgeschaltet wurde gesagt wird, kennen ja die meisten ForscherInnen. Unter diesem Gesichtspunkt ist dies jedoch nicht als „verlorenes Material“ zu sehen oder einer schlechten Interviewführung anzulasten, sondern gehört ebenso zum gemeinsamen Forschungsprozess und trägt zum – beiderseitigen – Erkenntnisgewinn bei.

dersprechen, auch wenn sie nicht unbedingt dieser Meinung sind. Ein Subjekt-Subjekt-Verhältnis ist auch hier nicht immer leicht herzustellen.

Wenn man die Jugendlichen und das von ihnen Gesagte ernst nimmt, so ist dabei zu berücksichtigen, dass ihre Aussagen immer auch kontextbezogen sind.¹³ Es ist davon auszugehen, dass der Sachverhalt, dass die Forschungssituation u.a. durch eine Interaktion zwischen vorwiegend autochthonen ForscherInnen bzw. StudentInnen und allochthonen Jugendlichen geprägt ist, nicht irrelevant ist, gerade wenn es um die Thematisierung von Migrationserfahrungen, Ethnizitätsverhältnissen und damit verbundenen Diskriminierungen geht. Der Forschungskontakt zwischen Autochthonen und Allochthonen muss nicht unbedingt zur Folge haben, dass kein offenes Gespräch möglich ist, dass z.B. die allochthonen Jugendlichen zu deutschen ForscherInnen kein Vertrauen finden. Es ist jedoch anzunehmen, dass sie bestimmte Sachverhalte ganz anders darstellen und verhandeln. Diese Erfahrung habe ich zusammen mit einer Kollegin gemacht, die eine Forschungsarbeit zu einem ganz ähnlichen Thema macht und mit dem gleichen methodischen Vorgehen arbeitet¹⁴. Sie selbst ist auch Migrantin und forscht mit jungen Frauen, die die gleiche Herkunft wie sie haben. Beim gemeinsamen Auswerten der Interviews wurde uns immer wieder deutlich, dass die Jugendlichen die Gesprächssituationen ganz unterschiedlich nutzen. Heben die jungen Frauen in den von mir geführten Interviews eher auf Differenzen und Unterschiede zwischen Herkunftsland und Deutschland ab, so differenzieren sie bei der Kollegin deutlicher zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen und Religionen innerhalb eines Landes – auch wenn diese Themen in den (narrativen) Interviews von unserer Seite nicht explizit angesprochen wurden. Daran wird auch die Bedeutung des Kontextes für die Aussagen der Jugendlichen deutlich.

Vor diesem Hintergrund sind die folgenden Ausführungen zu verstehen. Es sind Überlegungen dazu, wie junge MigrantInnen ihre Herkunft und v.a. Diskriminierungserfahrungen im Rahmen einer solchen Untersuchung thematisieren. Sie sollen zu einer Klärung dazu beitragen, weshalb jugendliche EinwanderInnen teilweise sehr defensiv mit ethnisierenden Zuschreibungen und unkritisch mit ausgrenzenden Lebensbedingungen in einer durch Ungleichheitsverhältnisse geprägten deutschen

¹³ Wenn im Folgenden Aussagen von Jugendlichen zitiert werden, so sind dies ihre subjektiven Sichtweisen bzw. Standpunkte – die allerdings zu einem bestimmten Zeitpunkt und in der ganz bestimmten Situation eines Interviews gemacht wurden. In einem anderen sozialen Kontext könnten diese von ihnen durchaus anders formuliert werden.

¹⁴ Hier handelt es sich um das Dissertationsvorhaben von Asiye Kaya mit dem Arbeitstitel: Bedeutung der Mutter-Tochter-Beziehung für die Sozialisation junger Frauen und Mädchen türkischer Herkunft am Beispiel der praktizierenden Alevitinnen und Sunnitinnen in Berlin.

Gesellschaft umgehen.¹⁵ Ich habe versucht, anhand der Aussagen der Jugendlichen ihre Denk- und Handlungsmuster sowie die subjektiven Gründe dafür zu rekonstruieren. Subjektwissenschaftlich gesehen ist es auch notwendig, diese, *meine Überlegungen*, den Jugendlichen wieder rückzuvermitteln, ob diese in *ihrem* Sinne auch zutreffen. Dies konnte bisher nur teilweise geschehen. Auch wenn es sich hier noch nicht um einen abgeschlossenen Forschungsprozess handelt, halte es für sinnvoll, die von mir – als vorläufige – entwickelte Überlegungen hier zur Diskussion zu stellen.

Im Folgenden soll anhand des empirischen Materials zunächst auf die generelle Wahrnehmung von Ungleichheitsverhältnissen bei Jugendlichen eingegangen werden, um daran im Anschluss unauffällige Umgangsformen von jungen EinwanderInnen mit Fremdzuschreibungen und rassistischen Ungleichheitsverhältnissen in ihrem gesellschaftlich vermittelten Begründungszusammenhang genauer herauszuarbeiten.

2. Die Wahrnehmung von Benachteiligungen und Ungleichheitsverhältnissen

Zunächst ist festzuhalten, dass junge Ein- und ZuwanderInnen in Deutschland benachteiligt sind. Sie sind – trotz der unterschiedlichen Situation von Einzelnen und verschiedenen Gruppen (Kindern von ArbeitsmigrantInnen, AussiedlerInnen, Flüchtlingen u.a.) – im institutionellen, strukturellen und sozialen Kontext von Diskriminierungen und Ausgrenzungen betroffen. Junge MigrantInnen sind vor allem im Bildungsbereich, auf dem Arbeitsmarkt und bezüglich ihrer Wohnsituation benachteiligt, sie werden mit Stigmatisierungen und Fremdzuschreibungen konfrontiert und sind nicht zuletzt durch rassistische Übergriffe gefährdet.¹⁶ Diesbezüglich ist objektiv eine benachteiligte Lebenssituation dieser Jugendlichen zu konstatieren, die in nationalen und internationalen Strukturen sozialer Ungleichheit begründet liegt.

Allerdings ist damit noch nicht die Frage beantwortet, wie die Jugendlichen selbst diese Verhältnisse wahrnehmen und in welcher Weise sie damit umgehen. Die subjektive Wahrnehmung und Interpretation der gesellschaftlichen Verhältnisse und der eigenen Lebenssituation kann durchaus in Diskrepanz zu den objektiven Gegebenheiten stehen.

Im Rahmen unserer Untersuchung beurteilten sowohl allochthone als auch autochthone Jugendliche soziale Ausgrenzungs-, Diskriminierungs- und Benachteiligungsverhältnisse eher unkritisch und wollten diese auch

¹⁵ Diese Überlegungen haben jedoch keinen endgültigen Charakter, was ich u.a. im Text durch Formulierungen wie 'möglicherweise', 'vielleicht' oder der Verwendung des Konjunktivs deutlich gemacht habe und sind bezüglich des zeitlichen und des situativen Kontextes zu relativieren.

¹⁶ Vgl. dazu: Herwartz-Emden 1997b, Leiprecht/Inowlocki/Marvakis/Novak 1997, Simon-Hohm 1998, Westphal 1997.

nicht unbedingt von sich aus in den Interviews thematisieren. Sie betonten viel mehr die positiven Seiten des Zusammenlebens von verschiedenen Bevölkerungsgruppen und relativierten oder negierten diesbezügliche Probleme und Konflikte im Alltag und in ihrem direkten Lebensumfeld.

Im quantitativen Teil der Untersuchung fragten wir die Jugendlichen nach ihrer Wahrnehmung von verschiedenen Formen der sozialen Benachteiligungen. Dabei war es uns wichtig danach zu differenzieren, ob sie diese Benachteiligungen generell im Stadtteil wahrnehmen und ob sie sich auch selbst davon betroffen fühlen. Zuerst stellten wir die Frage „gibt es in Deinem Stadtteil Benachteiligung wegen...?“, dann folgte eine Liste mit folgenden Kriterien: die soziale Herkunft, nationale Herkunft, Religionszugehörigkeit, Geschlecht, Sprachkenntnisse, Zugehörigkeit zu einer Szene und Aussehen. Uns überraschte, dass bei keinem dieser Kriterien mehr als ein Drittel aller (allochthoner sowie autochthoner) Jugendlichen Benachteiligungen feststellen konnte und insgesamt die Mehrheit der Jugendlichen davon ausgeht, dass es im Stadtteil keine sozialen Benachteiligungen gibt.¹⁷

Es ist zunächst festzuhalten, dass die Jugendlichen generell nur in geringem Ausmaß Ungleichheitsverhältnisse und Benachteiligungen in ihren Stadtteilen und in ihrem sozialen Umfeld feststellen konnten – gleichermaßen ob sie zur Gruppe der eingewanderten Jugendlichen gehören oder nicht.

Die Frage, ob sich die Jugendlichen auch selbst benachteiligt fühlen, wurde noch in viel deutlicherer Weise verneint. Nur ein geringer Anteil *aller* befragten Jugendlichen bestätigte dies¹⁸. Allerdings waren darunter mehr ausländische als deutsche Jugendliche¹⁹. Eine deutliche Mehrheit meinte, nicht von Benachteiligungen betroffen zu sein.

Interessant an diesen Ergebnissen ist, dass diejenigen, die sich objektiv in einer benachteiligten Lage befinden, diesbezügliche Ausgrenzungskriterien nicht unbedingt stärker wahrnehmen. So konnte kein signifikant größeres Problembewusstsein von ausländischen Jugendlichen gegenüber Ausgrenzungsprozessen aufgrund der nationalen Zugehörig-

¹⁷ Dabei gaben die Jugendlichen noch am ehesten an, dass es Benachteiligungen wegen der nationalen Herkunft (36% der Befragten), der Zugehörigkeit zu einer Szene (34%) und dem Aussehen (30%) gibt. Benachteiligungen aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse (27%), der sozialen Herkunft (25%), dem Geschlecht (17%) und der Religionszugehörigkeit (13%) wurden deutlich weniger wahrgenommen.

¹⁸ Am ehesten wurde hier der Aussage zugestimmt, dass sie sich eingeschränkt fühlen, weil sie bestimmte Orte meiden müssen (18% antworten mit ja) oder weil sie eine abweichende Meinung vertreten (11%). Benachteiligungen aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse oder der nationalen Herkunft waren hier weniger von Bedeutung (jew. 11%).

¹⁹ Die Unterscheidung zwischen ausländischen und deutschen Jugendlichen erfolgte hier anhand der Frage nach der Staatsangehörigkeit im Fragebogen.

keit festgestellt werden, als bei deutschen. 37% der deutschen Jugendlichen und 34% der ausländischen Jugendlichen nahmen diese Ausgrenzungs- und Benachteiligungsverhältnisse im Stadtteil wahr. Dies ist sicherlich auch im Zusammenhang damit zu sehen, dass in diesen Stadtteilen der Anteil der MigrantInnen überdurchschnittlich hoch ist und in manchen Bereichen deutschen Jugendlichen eine Minderheitenposition zukommt. In dieser Konstellation können eingewanderte Jugendliche oder Angehörige einer Minderheit zwar in gesamtgesellschaftlicher und struktureller Hinsicht Benachteiligungen erfahren, sich in ihrem sozialen Umfeld aber gleichberechtigt und akzeptiert fühlen. Tülin²⁰, eine junge Frau aus Stuttgart sagt beispielsweise in bezug auf den multikulturellen Stadtteil, in dem sie lebt: „Also, man fühlt sich wohl. Man hält halt hier so zusammen. Die sagen nicht: Du bist ein Türke, du gehörst nicht zu uns. Aber das ist halt einfach gut.“

Interessanterweise fühlte sich aber auch nur die Hälfte der ausländischen Jugendlichen, die im Stadtteil Benachteiligungen aufgrund der nationalen Herkunft sahen, auch *selbst* deswegen benachteiligt. Die andere Hälfte sah sich selbst davon nicht betroffen, auch wenn ein Bewusstsein darüber besteht, dass es generell Benachteiligungen aufgrund der nationalen Herkunft im Stadtteil gibt.²¹

Dieses Phänomen der unterschiedlichen Beurteilung von allgemeinen Ungleichheitsverhältnissen und der eigenen Betroffenheit konnte bereits schon in einer unserer früheren Jugenduntersuchungen festgestellt werden²² und ist auch in der Frauen- und Mädchenforschung ein bekanntes Phänomen: Mädchen und junge Frauen wissen zwar um patriarchale Verhältnisse und um die Ungleichbehandlung der Geschlechter, sie fühlen sich selbst davon jedoch nicht unbedingt tangiert²³. Auch in unserer Untersuchung wurde diese Tendenz der jungen Frauen deutlich.

²⁰ Aus Gründen der Anonymisierung habe ich den Jugendlichen andere Namen gegeben, teilweise wurden diese von den Jugendlichen auch selbst gewählt. Ebenso sind die zitierten Interviewausschnitte aus Gründen der Verständlichkeit sprachlich korrigiert.

²¹ Eine Jugendliche begründet dies im Interview damit, dass es ihr ja nicht angesehen wird, dass sie Ausländerin sei. Auf die Bedeutung von Aussehen und Äußerlichkeiten wird im Zusammenhang mit Integrationsbemühungen und dem Bedürfnis dazuzugehören noch eingegangen werden.

²² Bei der Untersuchung zu politischen Orientierungen jugendlicher ArbeitnehmerInnen (s. Held/Horn/Marvakis 1996) wurde deutlich, dass die Jugendlichen auf der einen Seite gesellschaftliche Perspektiven eher negativ einschätzen, ihre persönliche Zukunftsperspektive jedoch (trotzdem) sehr positiv beurteilen. Dies wird im Kontext dessen gesehen, „dass es ein vorherrschendes Bewusstsein darüber zu geben scheint, dass die persönliche Leistungsbereitschaft und die individuelle Leistungsfähigkeit die Aussicht auf eine berufliche Zukunft günstig beeinflussen.“ (ebd., S.235) Darauf wird im folgenden noch näher einzugehen sein.

Nun stellt sich natürlich die Frage, welche subjektive Bedeutung es für Jugendliche haben kann, wenn sie trotz objektiv benachteiligter Lebenssituation, diesbezügliche Ungleichheitsverhältnisse ignorieren, verharmlosen und vor allem die eigene Betroffenheit davon weit von sich weisen. Hier stoßen quantitative Befragungen schnell an ihre Grenzen. Im qualitativen Teil der Untersuchung, in Interviews und beim Drehen der Videos, wurde deutlich, dass die Jugendlichen, auch wenn sie zunächst keine Ungleichheitsverhältnisse im Stadtteil sahen oder auch, wenn sie sich gesellschaftlich anerkannt fühlen, im Verlauf des Gesprächs doch nach und nach von Benachteiligungs- und Diskriminierungssituationen erzählten, diese jedoch zuerst gar nicht in diesen Kontext eingeordnet haben. So sagt die bloße Aussage „ja, ich fühle mich anerkannt“ oder „hier sind alle gleich“ in ihrer Allgemeinheit, noch nicht sehr viel aus. Denn für eingewanderte Jugendlichen sind teilweise (nicht nur kleine) Kränkungen des Alltags so selbstverständlich, dass diese nicht unbedingt unter abstrakte Begriffe wie Ausgrenzung oder Diskriminierung subsumiert werden. Dem soll im Folgenden jedoch noch genauer nachgegangen werden.

Dabei werde ich mich auf Jugendliche mit Migrationshintergrund beziehen, zum einen auf junge (Spät-) AussiedlerInnen aus Ländern der ehemaligen Sowjetunion oder aus Osteuropa, zum anderen auf Jugendliche, deren Eltern oder Großeltern meist als ArbeitsmigrantInnen aus Ländern Südeuropas und der Türkei nach Deutschland gekommen sind. Auf sie treffen die hier verwendeten Begriffe MigrantInnen oder EinwanderInnen nicht unbedingt zu, da sie entweder bereits in Deutschland geboren sind oder den größten Teil ihres bisherigen Lebens hier verbracht haben.

3. Defensive Umgangsformen mit Ausgrenzungen und Diskriminierung

Gordon W. Allport (1954/1971) hat sich bereits in den 50er Jahren mit Umgangsformen von Opfern mit Diskriminierungen und Ausgrenzungen beschäftigt und unterschied dabei (in Anlehnung an Rosenzweig 1945) zwei Arten: extropunitiv und intropunitiv Umgangsweisen. „Die erste schließt Mechanismen ein, die vor allem aggressiv nach außen gerichtet sind, die letztlich den Ursprung der Schwierigkeiten angreifen. Die zweite schließt die mehr introvertierten Weisen ein. Im ersteren Fall gibt das Opfer den äußeren Umständen die Schuld für seine Behinderungen; im zweiten Fall wird es, wenn es sich eventuell auch nicht gerade die Schuld gibt, doch die Verantwortung für die Anpassung an die Situation bei sich selbst suchen.“ (Ebd., S.168)

²³ Dies ist auch unter dem Gesichtspunkt zu sehen, dass sich viele Mädchen und junge Frauen selbstbewusst (und teilweise in kritischer Distanzierung zu der Frauenbewegung ihrer Müttergeneration) nicht in eine Opferrolle drängen lassen wollen (vgl. dazu Stauber 1998 und Bruns 2000). Dieser Gedanke könnte auch für unsere Fragestellung interessant sein.

Beide Umgangsmöglichkeiten sind auch bei jungen MigrantInnen in Deutschland empirisch festzustellen. Im folgenden soll jedoch hauptsächlich der Bedeutung von *intropunitiven und unauffälligen* Umgangsformen nachgegangen werden: dem Verweigern von ethnischen Zuschreibungen, der Verharmlosung und Relativierung von Ungleichheitsverhältnissen und eigenen Diskriminierungserfahrungen, Normalisierungspraxen, dem Personalisieren von Ausgrenzungs- und Ungleichheitsverhältnissen sowie individualistischen Leistungs- und Zukunftsorientierungen. Diese Umgangsformen sollen dabei in einen gesellschaftlichen Kontext eingeordnet werden, der die subjektiven Umgangsformen nicht nur als individuelle Verhaltensweisen erscheinen lässt, sondern als im gesellschaftlichen Bedeutungszusammenhang begründet.

3.1 Die Abwehr von ethnischen Zuschreibungen

Eine grundlegende Voraussetzung von sozialer Diskriminierung stellt die Konstruktion von Ein- und Ausgrenzungskriterien dar. Dies sind soziale Konstrukte, die im gesellschaftlichen Rahmen hergestellt und tradiert werden und dort auch ihre Funktionalität zur Aufrechterhaltung von Ungleichheitsverhältnissen haben. Ein solches Kriterium stellt, wie bereits deutlich wurde, (nicht nur) in unserer Gesellschaft die nationale oder ethnische Zugehörigkeit dar.

Zur Herstellung von solchen sozialen Konstrukten und für die diesbezügliche Positionierung (von sich und anderen) sind soziale Prozesse und Interaktionen nicht irrelevant. Darauf weisen John M. Wiemann und Howard Giles hin: "die Gruppenzugehörigkeit (ist) nicht immer selbstverständlich, sondern sie besteht in einem schöpferischen Prozess, in sprachlicher 'Arbeit' und der Demonstration der Gruppenzugehörigkeit" (ebd. 1990, S.227). Wie im folgenden deutlich wird, kann die Gruppenzugehörigkeit durch sprachliche Arbeit nicht nur hergestellt²⁴, sondern auch negiert oder dekonstruiert werden.

Eingewanderte Jugendliche entwickeln in diesem Zusammenhang verschiedene Strategien, mit ihrer Zugehörigkeit und damit verbundenen Kategorisierungen umzugehen. Eine für sie subjektiv sinnvolle Vorgehensweise kann darin bestehen, ihre ethnische oder nationale Zugehörigkeit als für sich unbedeutend darzustellen oder zu verheimlichen²⁵ – nicht zuletzt auch gegenüber uns ForscherInnen.

²⁴ Zur sprachlichen Herstellung und Demonstration von Gruppenzugehörigkeiten sowie Ein- und Ausgrenzungsprozessen sind z.B. „wir“-Formulierungen und die Rede von „den Anderen“ von Bedeutung.

²⁵ Dies kann jedoch nur von Jugendlichen so verwirklicht werden, die auch die Voraussetzungen dazu haben, um nicht gleich aufgrund ihres Aussehens oder ihrer Sprachschwierigkeiten als Nicht-Deutsche oder Eingewanderte identifiziert zu werden.

Sarina, eine Sechzehnjährige, thematisiert gegenüber uns ProjektmitarbeiterInnen ihre Herkunft nicht und formuliert ihre Aussagen auch so, dass diese verborgen bleibt. Beispielsweise schwärmt sie regelrecht von der multikulturellen Zusammensetzung des Stadtteils und meint, dass man voneinander sehr viel lernen kann. Auf die Frage, was sie damit meint, sagt sie: *„Die meisten sind voll sauber, die Ausländer. Von denen haben wir viel gelernt, die sind alle so hygienisch, finde ich. (...) Und vor allem die Türken, die sind ganz hygienisch, bei denen ist niemals etwas dreckig.“*

Interessant an ihrer Aussage ist, wie sie bestehende Stereotype aufgreift, diese jedoch in ihrer Bedeutung einfach verdreht und somit einen anderen Inhalt gibt: Nicht „die Deutschen“ sind sauber und hygienisch, sondern „die Türken“. Sie stellt dadurch vorherrschende Bilder in Frage.

Offensichtlich ordnet sie sich selbst in diesem Zusammenhang nicht der Gruppe der „Ausländer“ zu. Sie lässt ihre eigene Herkunft bewusst offen und spricht in distanzierter Form von „den Ausländern“.²⁶ Sarina ist sich der Problematik der Benennung ihrer Herkunft wahrscheinlich bewusst. Sie möchte jedoch in der Interviewsituation als Mensch und Person wahrgenommen werden, die auch zu einem anderen Thema als dem ihrer Herkunft etwas zu sagen hat. Oder sie befürchtet, dass sie, wenn sie sich als Türkin präsentiert, automatisch mit Stereotypen über türkische Mädchen gleichgesetzt wird. Für sie erscheint es in der Kommunikation mit Fremden also sinnvoller, ihre nationale Zugehörigkeit zunächst nicht zu benennen, um diesbezüglichen Stigmatisierungen zu- vorzukommen.

In dem Moment, in dem sich EinwanderInnen explizit nach außen als solche benennen, sich primär als GriechInnen, TürkInnen, KroatInnen oder ItalienerInnen definieren oder wenn sie von außen so definiert werden, wird dieses Merkmal noch besonders hervorgehoben. In der Sozialpsychologie wird „das Hervorheben eines Reizes aus dem Kontext“ als „Salienz“ bezeichnet (Stroebe u.a. 1990, S.480). Dies bedeutet, dass der Blick von Außenstehenden explizit auf dieses - hervorgehobene Merkmal - gerichtet wird und die TrägerInnen dieses Merkmals dadurch „auffällig“ werden bzw. als „anders“ ausgesondert werden. Durch das Hervorheben von sozialen Differenzen und bestimmten Merkmalen wird

²⁶Indem ich als deutsche Forscherin dies überhaupt als „besonders“ bemerke bzw. zunächst selbstverständlich annehme, dass sie von ihrer Herkunft oder ethnischen Zugehörigkeit spricht, agiere ich auch innerhalb des bestehenden Machtverhältnisses zwischen Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft und Nicht-Zugehörigen. Entsprechend der dominanten Denkweise erwarte ich von ihr als „Andere“, dass sie sich erklärt und verortet. Diesen „Zwang sich zu Positionieren“ erfahren Angehörige der Mehrheitsgesellschaft bzw. -kultur nicht in dieser Weise. Hier besteht die Notwendigkeit der Sensibilisierung, um den Machtaspekt im eigenen Denken und Verhalten zu erkennen – auch oder gerade als Forscherin.

also auch die (ideologische) Grundlage für Ausgrenzungen geschaffen. Außerdem wird dadurch die Wahrnehmung von Personen und die Erklärung von Situationen diesbezüglich überproportional beeinflusst. Die betreffende Person und ihr Verhalten werden daraufhin primär auf dem Hintergrund dieses Merkmals betrachtet und beurteilt; wie dies beispielsweise an der Ethnisierung von Problemlagen, die auch als jugendspezifisch betrachtet werden könnten, deutlich wird. Ebenso werden bestimmte (gesellschaftlich vorherrschende) Bilder und Diskurse über diese Gruppe aktiviert und zum primären Wahrnehmungskriterium, andere Phänomene werden gar nicht mehr sichtbar.

Auch wenn die Jugendlichen nicht explizit über die oben genannten sozialpsychologischen Kenntnisse verfügen, können sie doch auf diesbezügliche Alltagserfahrungen zurückgreifen. Sie wissen oder ahnen, dass mit dem Benennen ihrer ethnischen oder nationalen Zugehörigkeit immer auch das Risiko verbunden ist, dass sie darauf reduziert und deswegen ausgegrenzt werden.

Eingewanderte Jugendliche stehen also auch vor dem Problem, dass sie „diese Differenzerfahrungen zwischen ihrer ursprünglichen Selbstdefinition und dem hier erfahrenen Fremdbild dauerhaft verarbeiten“ (Herwartz-Emden 1997b, S.4) und sich mit Zuschreibungen und Kategorisierungen von Seiten der vorherrschenden deutschen Gesellschaft auseinandersetzen müssen. Dabei entwickeln sie subjektiv verschiedene Formen, mit diesen Situationen umzugehen. Eine Möglichkeit besteht darin, sich wie Sarina, gezielt ethnischen Zuschreibungen zu entziehen, indem die eigene Herkunft einfach nicht benannt wird. Damit geht das Bemühen einher, nicht als „Fremde“ oder „Ausländerin“ aufzufallen.²⁷ Besonders einfallsreich und auch widerständig ist Sarinas Umgang mit Fremdzuschreibungen jedoch dahingehend, dass sie gleichzeitig vorhandene Klischees aufgreift, diesen jedoch einen anderen Inhalt gibt. Diese Klischeebilder werden dabei ihrer Selbstverständlichkeit entledigt und mit einer anderen Wertigkeit versehen.

3.2 *Verharmlosen von Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen*

Eingewanderte Jugendliche werden jedoch nicht nur auf ihre Herkunft reduziert und mit entsprechenden Zuschreibungen und Stereotypen kon-

²⁷Es gibt jedoch auch die gegenteilige Handlungsstrategie bei der die Jugendlichen die Ethnizität besonders hervorheben oder stilisieren, z.B. als Reiz des Exotischen, durch auffällige Jugendstile oder ein aufsehenerregendes Verhalten. In diesen Fällen stellen sich die Jugendlichen teilweise offensiv zur Schau und gewinnen eine gewisse Überlegenheit durch provokante Selbstinszenierung. In bestimmter Weise versuchen sie damit auch die stereotypen Fremdzuschreibungen zu karikieren bzw. negative Zuschreibungen für sich positiv zu wenden.(vgl. Held/Riegel 1999, S.72 ff)

frontiert. Gerade in liberalen Kreisen oder auch innerhalb der Sozialwissenschaften wird ihre Situation oft einseitig als defizitär und problematisch betrachtet: ihr gesamtes Denken und Handeln wird auf dem Hintergrund ihrer Herkunft oder ihrer Migration interpretiert und mit den damit verbundenen Schwierigkeiten und Problemen begründet. Auch dies ist eine Erfahrung, die junge MigrantInnen schon in vielen Situationen gemacht haben, so dass sie dies im Umgang mit Deutschen teilweise bereits erwarten und entsprechend reagieren. Dies erfordert einen sensiblen Umgang, auch in der Forschung. Das gelingt nicht immer.

Am folgenden Beispiel wird deutlich, wie Kolja, ein junger Aussiedler, mit den von ihm antizipierten Erwartungen des Interviewers umgeht. Dieser fragt ihn, ob er sich benachteiligt fühlt. Kolja reagiert extrem cool und distanziert auf diese Frage und sagt:

Kolja: Überhaupt nicht, überhaupt nicht. Wieso sollte ich? Ich wäre benachteiligt, wenn ich nicht deutsch könnte oder so was, wenn ich mich nicht mit anderen Leuten unterhalten könnte, aber da ich einigermaßen deutsch kann, geht es.

Int. : Was glaubst du was die Deutschen von den Russen²⁸ halten, die hier wohnen? Hast du schon was mitbekommen, was es da für Meinungen gibt?

Kolja: Ach, es gibt halt so allgemeine Meinungen: Alle Deutsche sind Nazis, alle Russen saufen Wodka, alle Jugos sind geizig oder so. Es wird eben viel verallgemeinert.

Int. : Aber dass du konkret beschimpft wurdest, weil du Russe bist oder so was, gibt's das auch?

Kolja: Ach, das ist ab und zu passiert, aber da lege ich keinen besonderen Wert darauf.

In dieser Interviewpassage wird nicht wirklich klar, ob sich Kolja in Deutschland benachteiligt fühlt oder nicht. Es wird jedoch deutlich, dass sein Interesse dahin geht, ein defizitäres Bild von ihm als Aussiedler, der nicht akzeptiert wird, zu entkräften. Er weist die Frage, ob er sich selbst benachteiligt fühlt, weit von sich. Dies begründet er mit einer individuell angeeigneten Kompetenz, nämlich, dass er die deutsche Sprache beherrscht. Offensichtlich sieht er dies als wichtige Voraussetzung für ein Leben in Deutschland, auch um nicht benachteiligt zu werden. Auf der anderen Seite ist er sich zwar durchaus über mögliche Diskriminierungen und Vorurteile gegenüber bestimmten Bevölkerungsgruppen (auch der eigenen) bewusst. Er hält diese Aussage über Pauschalisierungen und Zuschreibungen jedoch sehr allgemein, indem er betont, dass diese nicht nur gegenüber „Russen“, sondern gleichermaßen gegenüber

²⁸ Kolja bezeichnet sich selbst als Russe. Diese Bezeichnung wurde vom Interviewer im Laufe des Gesprächs übernommen.

anderen Bevölkerungsgruppen, auch gegenüber Deutschen, existieren. Durch diese Verallgemeinerung will er möglicherweise eine in der Frage bereits implizierte Opferrolle von ihm und anderen AussiedlerInnen relativieren. Er bemüht sich, den Eindruck zu erwecken, dass er sich von diskriminierenden Stereotypen und (verbalen) Angriffen nicht unbedingt tangieren lässt und ihm auch eigene negative Erfahrungen und Erlebnisse nicht viel ausmachen. Indem er konkrete Ausgrenzungserfahrungen verharmlost und sich diesen Vorkommnissen überlegen gibt, will er deutlich machen, dass er sich, trotz dieser Schwierigkeiten nicht unterkriegen lässt. Vor allem will er sich nicht auf eine benachteiligte Situation festschreiben lassen. Diese Demonstration von Stärke kann auf der einen Seite eine spezifisch männliche Umgangsform sein, sich unbeeindruckt gegenüber Angriffen zu zeigen. Auf der anderen Seite deutet er Diskriminierungen primär als eine Schwäche der Betroffenen²⁹ und in diese Rolle möchte er sich nicht drängen lassen. Athanasios Marvakis (1995) bemerkt im Rahmen einer Untersuchung zu politischen Orientierungen Jugendlicher die auffällig selbstbewusste Haltung von jungen MigrantInnen und wertet dies als Versuch, einem „Mitleidsrassismus“ (1995, S.333) von deutscher Seite entgegenzutreten: „Wir vermuten, dass es für die Jugendlichen wichtig zu sein schien, bei ihren Interviews nicht den Eindruck zu erwecken, oder zu hinterlassen, dass auf dem Hintergrund ihrer schlechteren sozialen Ausgangsbedingungen für sie nur „Gejammer“ u.ä. möglich ist.“ (ebd.) Dies kann auch für Kolja ein Beweggrund sein, seine benachteiligte Situation zu negieren und Stärke zu zeigen.

Für diese Interviewsituation und die Aussage von Kolja ist sicherlich nicht irrelevant, dass der Interviewende Angehöriger der deutschen Mehrheitsgesellschaft ist und er diesem gegenüber keineswegs defizitär erscheinen möchte. Seine Aussage ist also auch als ein Ergebnis dieser Kommunikation zwischen einem Einheimischen (Forscher) und einem Eingewanderten (Jugendlichen) zu sehen und sagt nicht unbedingt etwas über Koljas tatsächliches Erleben von Diskriminierung und Ausgrenzung aus. Es wird jedoch deutlich, was er mit der Fragestellung nach seiner Benachteiligung als Aussiedler assoziiert, – und diesem Bild des defizitären Aussiedlerjugendlichen möchte er nicht entsprechen.

Das Verharmlosen von Ausgrenzungsverhältnissen und eigenen Diskriminierungserfahrungen kann für eingewanderte Jugendliche also eine Schutzfunktion haben: sie wollen nicht mit bestimmten Zuschreibungen und Stigmatisierungen über „Ausländer“ gleichgesetzt werden und vor allem nicht in eine Opferrolle gedrängt werden.³⁰ Diese Aussage sagen

²⁹Diese Assoziation wurde möglicherweise durch die Formulierung der Frage, ob er beschimpft wird, *weil* er Russe ist, bereits nahegelegt.

³⁰Dabei beschleicht mancheN JugendlicheN durchaus auch das Gefühl, dass sich Angehörige der Mehrheitsgesellschaft gern auch aus der Verantwortung ziehen,

nicht unbedingt etwas darüber aus, welche Kränkungen sie dabei wirklich erfahren. Auch wenn Kolja eher defensiv mit Diskriminierungserfahrungen umgeht, steckt in seinem Verhalten durchaus ein Moment der Widerständigkeit gegenüber den defizitären Zuschreibungen und Bildern der Mehrheitsgesellschaft sowie deren Umgangsweisen mit EinwanderInnen.

3.3 Normalisierungspraxen

Schon Kurt Lewin (1948/1968) und Gordon W. Allport (1954/1971) wiesen darauf hin, dass Angehörige von Minderheitengruppen sich teilweise verstärkt darum bemühen, möglichst nicht aufzufallen, um durch ihr Verhalten keinen Grund dafür zu liefern, ausgegrenzt zu werden. Dabei spielen Normalitätskonstruktionen eine bedeutende Rolle. Dominante Vorstellungen von „Normalität“ und wie „man zu sein hat“ sind wichtige Kriterien für Ein- und Ausgrenzungsprozesse und haben auch Einfluss auf die Orientierungen und das Verhalten von jungen ZuwanderInnen.

Enim, ein junger Einwanderer aus der Türkei, erzählt von einer Situation, in der er und sein Freund von deutschen Jugendlichen mit den Worten: *„bah, kuck dir mal die Ausländer an, wie dreckig die sind“* angegriffen wurde. Enim kommentiert im Interview die Situation, indem er genau auf diese provokante Argumentation eingeht und sich rechtfertigt: *„Und ich war eigentlich ganz normal angezogen, ich war auch nicht irgendwie dreckig oder so, eben ganz normal“*.

Er versteht nicht, weshalb er auf diese Weise angegriffen wird, weil er davon ausgeht, dass er, wie er es bezeichnet *„ganz normal“* war. Dadurch, dass er sein eigenes Auftreten und Verhalten zur Diskussion stellt, nimmt er allerdings auch dem rassistischen Angriff die Schärfe. Der Ausdruck *„das ist normal“* spielt in der alltäglichen Kommunikation (nicht nur für Jugendliche) als Kriterium für abweichendes bzw. anerkanntes Verhalten, sowie für Ein- und Ausgrenzungsprozesse innerhalb eines bestimmten sozialen Kontextes eine bedeutende Rolle. Für Angehörige von Minderheiten kann dies in ihrem Bemühen um Anerkennung durch die Mehrheitsgesellschaft die Bedeutung haben: ich gehöre dazu, denn ich weiß wie ich mich zu verhalten habe, aber auch: an mir ist nichts besonderes.

indem sie EinwanderInnen als Opfer der Verhältnisse sehen, dabei ihre eigene Position im Ungleichheitsverhältnis aber nicht hinterfragen. Besonders eindrucksvoll bringt dies Nesrin, eine jungen Rapperin und Street-Fighterin in dem Buch: *Koppstoff. Kanak Sprak vom Rande der Gesellschaft zum Ausdruck: „Sie wollen mich auf den Mund gefallen, aber ich bin ne Starkfrau, die ist nicht auf den Mund gefallen, und ich gefährde sie. Sie wollen mich als Schmerzweib in Fesseln und wollen sehen meinen Befreiungskampf, aber ich kämpfe, seit ich in diesem verruchten Deutschlandhaus bin ...“* (Zaimoglu, 1998, S.13).

Zur Herstellung von „Normalität“ spielen nicht nur ein bestimmter Verhaltenskodex, sondern auch das äußere Erscheinungsbild eine wesentliche Rolle. Enim weist beispielsweise explizit darauf hin, dass er auf seinen Kleidungsstil viel Wert legt. Dabei versucht er sich von seiner Herkunftsgesellschaft positiv abzugrenzen, möglicherweise um seine Selbstverortung in Deutschland deutlich zu machen.

„Da (in der Türkei, Anm.C.R.) interessieren sich die Leute halt nicht für so was. Die denken sich halt: okay, Hauptsache Klamotten. Als ich hergekommen bin, seit ich in der fünften Klasse meine ersten Markenschuhe hatte, da hab ich mir halt überlegt: he, zieh ich mich halt auch so an. Da hab ich mich schon ein bisschen den Deutschen - was heißt hier den Deutschen, hier wohnen ja nicht nur Deutsche - also dem Land hier schon angepasst.“

Mit seinen Anpassungsbemühungen bezieht er sich an dieser Stelle auf die Art und Weise, wie Jugendliche in Deutschland (bzw. in seinem sozialen Umfeld) auftreten und sich kleiden. Allerdings weist er auch darauf hin, dass Deutschland nicht mit einer homogenen, rein deutschen Bevölkerung gleichgesetzt werden kann. Er deutet damit auf den Einfluss von EinwanderInnen auf die deutsche Gesellschaft hin. Gerade auf bestimmte Jugendstile und -moden haben junge MigrantInnen teilweise recht großen Einfluss. So ist das Tragen von Markenklamotten auch nicht als explizit deutsches Phänomen zu betrachten. Allerdings stellt Enim seine Konstruktion einer deutschen Normalität deshalb nicht in Frage.

Ganz deutlich zeigt sich der Aspekt der Anpassung auch bei Renata, einer jungen KroatIn, die in Deutschland aufgewachsen ist. Sie antwortet auf die Frage, was sie für ein Leben in Deutschland als wichtig erachtet, folgendes:

„Ich finde einfach, das Anpassen ist sehr wichtig. Ich denke mal auch, wie man den Deutschen entgegen kommt, so kommen die einem auch dann entgegen. Also ich denke, wenn du zu einem Menschen gut bist, dann wird er auch zu dir gut sein. Und man sollte vielleicht auch nicht zu viel erwarten, wenn man selber nichts dafür tut. Das finde ich ziemlich wichtig. Weil ich mag keine Menschen, die irgendwie Ansprüche stellen, aber selber, wenn die keinen Finger krumm machen. Und trotzdem sind die hier in einem, oder wir hier, in einem fremden Land, weißt du? Und für das wirst du hier wirklich super behandelt. Und musst, also ich denk mal, um hier schlecht behandelt zu werden, muss man wirklich auch was gemacht haben.“

Auch wenn sie als wesentliche Voraussetzung für ein gutes Zusammenleben ein gegenseitiges Aufeinanderzugehen betrachtet, betont sie jedoch, dass der erste Schritt dabei von den EinwanderInnen kommen

sollte. Sie sieht dabei sich und andere Eingewanderte als Fremde mit Integrations- bzw. Anpassungsbedarf. In diesem Kontext erachtet sie es für notwendig, dass MigrantInnen „etwas dafür tun“, wenn sie von der Aufnahmegesellschaft anerkannt und akzeptiert werden wollen. Sie verurteilt diejenigen, die eine fordernde Haltung einnehmen, ohne sich selbst aktiv in das gesellschaftliche Leben in Deutschland einzubringen.³¹ Von diesen EinwanderInnen will sie sich positiv absetzen. Sie begründet dies im weiteren Gespräch damit, dass sie sich für deren Verhalten schämt und nicht mit ihnen gleichgesetzt werden will. Hier argumentiert sie aus der Perspektive der deutschen Mehrheitsgesellschaft und entlang vorherrschender Diskurse. Die massive Forderung nach Anpassung und Assimilation von EinwanderInnen ist schon seit Jahren fester Bestandteil der Integrationspolitik in Deutschland. Auch wenn sie sich von bestimmten MigrantInnen distanzieren möchte, sieht sie sich selbst durchaus als Einwanderin. Aber für sich erachtet sie es für selbstverständlich, dass sie sich aktiv in die Gesellschaft, in der sie lebt, einbringt. Dies entspricht ihrem Verständnis von Anpassung. Die Verantwortung für Akzeptanz und Anerkennung durch die deutsche Mehrheitsgesellschaft weist sie dabei jedoch klar den EinwanderInnen selbst zu, ihrem Verhalten und individuellen Integrationsbemühungen. Auf der Seite der Einwanderungsgesellschaft sieht sie dagegen kaum Veränderungsbedarf. Sie stellt damit Diskriminierungen und Ausgrenzungen in einem ursächlichen Zusammenhang zum (unangemessenen) Verhalten der Zugezogenen.

Beide Jugendliche greifen vorherrschende Integrationsvorstellungen (und den damit verbundenen Anpassungsdruck) in Deutschland auf, entsprechend derer von EinwanderInnen gefordert wird, dass diese sich in möglichst unauffälliger Art und Weise der wie immer definierten „Normalität“ in Deutschland unterordnen und einfügen.

Wolfgang Fritz Haug (1984) bezeichnet diese Anpassungsleistungen von Individuen in ihrer alltäglichen Lebensführung als „Normalisierungspraxen“.³² Diese können sich, wie bei Enim auf das Aussehen beziehen, aber auch, wie bei Renata, auf „angemessenes“ oder „angepass-

³¹Im weiteren Verlauf des Interviews wird deutlich, was sie damit meint. Sie macht dies primär an deren Verhalten gegenüber Deutschen fest, z.B. wenn sie sich nicht bemühen deutsch zu sprechen, Deutsche überheblich behandeln oder gegenüber der deutschen Gesellschaft besonders kritisch und fordernd sind.

³²Diesen Vorstellungen von Normalität unterwerfen sich nicht nur (junge) EinwanderInnen und Angehörige von Minderheiten. Die Orientierung daran kann auch für Angehörige der Dominanzgesellschaft funktional sein. Sowohl die Anpassungsleistungen selbst, als auch die Normen und Definitionen von Normalität haben immer auch eine geschlechtsspezifische Bedeutung. Zu Normalisierungspraxen von Frauen vgl. Frigga Haug 1990, Haug/Hauser 1991.

tes“ Verhalten sowie auf andere soziale Phänomene. Anpassungsbemühungen sind hier mit Normalisierungspraxen und konventionellen Orientierungen verbunden. Die Jugendlichen verfolgen dabei das Ziel zum gesellschaftlichen Zentrum, zur gesellschaftlichen „Normalität“ zu gehören und den an sie gerichteten Anforderungen und Erwartungen gerecht zu werden. Ihre Bemühungen um Anpassung sind für Jugendliche mit deutlichem Integrationswillen aus den genannten Gründen zwar naheliegend, sie bergen jedoch gerade für gesellschaftlich eher benachteiligte Jugendliche durchaus Gefahren.

3.4 Personalisierung von sozialen Ausgrenzungs- und Ungleichheitsverhältnissen

Normalisierungspraxen, die Identifikation mit der Aufnahmegesellschaft und auch die Tatsache, dass sie um die Zugehörigkeit zum gesellschaftlichen Zentrum besonders kämpfen müssen, machen es eingewanderten Jugendlichen auch schwer, kritisch mit den vorherrschenden Verhältnissen in Deutschland umzugehen.

Sergej, ein anderer junger Aussiedler, sagt im Interview, dass er sich in Deutschland nicht benachteiligt fühlt und auch in seinem konkreten Lebensumfeld (Schule, Freizeit) keine Ausgrenzungen feststellen kann. Andererseits erzählt er aber auch, dass er von anderen Jugendlichen verbal und körperlich angegriffen wurde, weil er Aussiedler ist. Dies verharmlost er jedoch in seiner Darstellung in ähnlicher Weise wie Kolja. In der Beurteilung von Ausgrenzungen stellt er vielmehr den individuellen Beitrag und Einsatz der Einzelnen (Betroffenen) in den Vordergrund. Dabei geht er von einer prinzipiellen Chancengleichheit in Deutschland aus. Er sagt:

„Alle habe die gleichen Rechte und es kommt darauf an, was sie daraus machen. So sehe ich das. Wenn es ihnen schlecht geht, müssen sie was machen und wenn es ihnen gut geht, okay. Man hat gearbeitet, dann geht's gut, und der andere, wenn er nicht arbeitet, dann geht's schlecht, aber dann muss er halt was machen.“

Sergej macht Benachteiligungen zunächst an der rechtlichen Situation fest und kann dabei keine Ungleichheit erkennen. Dies ist möglicherweise im Kontext seines gegenüber anderen EinwanderInnen (ArbeitsmigrantInnen, Flüchtlingen) vergleichbar privilegierten rechtlichen Status aufgrund seiner deutschen Staatsangehörigkeit zu sehen, wodurch er zumindest in dieser Hinsicht nicht benachteiligt ist. Des weiteren vertritt er die Sichtweise, dass jedeR allein dafür verantwortlich ist, was er oder sie aus der Situation macht - nach dem Motto: jedeR ist seines Glückes Schmied. Dies entspricht einem Gesellschaftsbild, in dem scheinbar alles möglich ist. Möglicherweise ist dies noch ein Produkt seiner Vergesell-

schaftung in einem sozialistischen Land, in dem die Vorstellung vom Kapitalismus eng mit dem Bild des Wegs vom Tellerwäscher zum Millionär verbunden war. Dieses Bild nährt auch die Hoffnungen auf ein besseres Leben in Deutschland. Entlang dieser Denkweise hat jedeR alle Chancen und Möglichkeiten, und die Ursache für Benachteiligung und Scheitern kann nur an den Einzelnen liegen. Folglich betrachtet Sergej persönliche Anstrengungen und Leistungen, vor allem im Bereich der (Erwerbs-) Arbeit als entscheidend für Erfolg oder Misserfolg, Ausgrenzung und Integration.

Insgesamt konnte bei unserer Untersuchung die Tendenz festgestellt werden, dass die Jugendlichen in ihren Argumentationen die Ursache für Ausgrenzungen und Diskriminierungen auf das individuelle Verhalten und auf persönliche Eigenschaften zurückführen. Dies hat zur Folge, dass den von Ausgrenzung Betroffenen die Schuld an ihrer Lage zugeschoben und Diskriminierung als Schwäche der Opfer gedeutet wird. Da die Jugendlichen in ihrer Argumentation meist auf der individuellen Ebene oder im direkten personellen Lebensumfeld bleiben, werden von ihnen gesellschaftliche und strukturelle Ursachen von Ausgrenzungen und Ungleichheiten kaum wahrgenommen bzw. nicht in diesem gesellschaftlichen Kontext gesehen.³³

An dieser Stelle muss aber auch darauf hingewiesen werden, dass es sich bei der Personalisierung von sozialen Ausgrenzungsverhältnissen nicht um ein für eingewanderte Jugendliche spezifisches Orientierungsmuster handelt. Diese Jugendlichen greifen vielmehr ein in unserer Gesellschaft vorherrschendes Diskursmuster auf, das u.a. der Legitimation und Absicherung von bestehenden Ungleichheitsverhältnissen dient. Gleichzeitig wird von einer Individualisierung der Biographie ausgegangen, deren Gestaltung ganz der Verantwortung der Einzelnen übertragen wird. Das Personalisieren von Gelingen und Scheitern eines Lebensweges entspricht dieser Logik.

Diese personalisierende Sichtweise scheint zwar eher für diejenigen funktional zu sein, die sich selbst im Rahmen von gesellschaftlichen Verteilungskämpfen auf der privilegierten Seite der Gesellschaft sehen. Aber auch die von Ausgrenzung Betroffenen suchen die Ursache ihrer (benachteiligten) Situation teilweise bei sich selbst, wie an der Reaktion von Enim auf die rassistische Beleidigung und Abwertung, deutlich wurde. Ihr Denken und Handeln entspricht dieser personalisierenden

³³Die personalisierte Sichtweise bezieht sich dabei sowohl auf gesellschaftliche Ungleichheits- und Benachteiligungsverhältnisse, als auch auf Ein- und Ausgrenzungsprozesse in Gruppen und Cliques. Ein Junge beschreibt die Situation von denjenigen, die in seiner Clique nicht erwünscht sind, folgendermaßen: *”... die sind die vollen Deppen und so. Und die haben es dann halt schon schwerer. Aber das kommt auf die selber an, wie die sich den anderen gegenüber geben.”*

Logik, entlang derer eine Kritik an den herrschenden Verhältnissen nicht naheliegend ist.³⁴

In ähnlicher Weise wird auch eine Unterscheidung zwischen rassistischen Einstellungen und Taten einzelner Personen und den generellen Verhältnissen in Deutschland vorgenommen. Auch junge MigrantInnen betonen immer wieder, dass Rassismus ein Phänomen von Einzelnen sei, sehen dies aber nicht in einem gesellschaftlichen Zusammenhang, der diese ausgrenzenden Orientierungen und Handlungen möglicherweise motiviert und unterstützt. Renata möchte hier klar unterscheiden: *„Also, es gibt ja auch Deutsche, die von vorne rein gegen Ausländer sind. Bei denen musst du ja nicht viel falsch machen, damit sie dich trotzdem fertig machen oder runter machen. Da muss man auch unterscheiden. Aber ich denke jetzt mal für den Staat, also dass der Staat einen nicht unterstützt oder Hilfe gibt. Da muss man halt schon was machen, dass es so weit kommt.“*

4. Leistungs- und Zukunftsorientierung als Integrationsstrategie

Junge MigrantInnen wollen sich dieser Herausforderung der eigenen Gestaltung ihrer Biographie (mit all ihren Chancen und Schwierigkeiten) auch stellen. In diesem Kontext ist auch die Leistungsorientierung von Sergej zu sehen. Besondere persönliche Anstrengungen stellen für sie eine Perspektive dar, ihre Benachteiligungen, z.B. in rechtlicher Hinsicht oder auf dem Ausbildungsmarkt, zu überwinden. Gerade für diejenigen Jugendlichen, die ihre Zukunft in Deutschland sehen, scheint es funktional zu sein, sich auf die (durch die Einwanderung teilweise auch neu entstandenen) Möglichkeiten zu konzentrieren und nicht auf ihre Beschränkungen. Individuelle Leistungen können eine wichtige Funktion zur Verwirklichung ihrer Perspektiven haben; vor allem in der schulischen und beruflichen Qualifikation sehen diese Jugendlichen einen Weg zur sozialen Integration in Deutschland. Durch gute Leistungen in diesem Bereich erhoffen sie sich (gesellschaftliche) Anerkennung. Das Leistungskriterium erscheint dabei als ein faires gleichberechtigtes Kriterium, da hier (zumindest vordergründig) ethnische Differenzen unberücksichtigt bleiben und die Möglichkeit gesehen wird, ihre Zukunft durch

³⁴Bei einer Untersuchung zur Lebenslage, Perspektiven und Identitätsfindung von Jugendlichen aus MigrantInnenfamilien, die Mitte der 80er Jahre in Frankfurt durchgeführt wurde (Stüwe 1987), konnte dieses Phänomen auch festgestellt werden. Die jungen MigrantInnen brachten ihre schlechten beruflichen Aussichten und ihre Schwierigkeiten einen Ausbildungsplatz zu bekommen, nicht mit ihrer Lebenslage als allochtone Jugendliche in Verbindung, sondern sahen die Ursache bei sich selbst. Sie schrieben diesen Sachverhalt ihren schlechten Zeugnissen zu oder dass es zu viele MitbewerberInnen gab. Dass dieses "individuelle Pech" oder ihre schlechten Voraussetzungen eventuell etwas mit ihrer nationalen oder ethnischen Zugehörigkeit zu tun haben könnten, diesen Zusammenhang stellten sie nicht her.

eigenes Leistungsvermögen abzusichern. "Über die Integration im Ausbildungssystem erhalten sie sozusagen eine Chance auf eine »eigene Perspektive«, eine eigenständige persönliche Perspektive im Land, in dem sie aufgewachsen sind, unabhängig von der geographischen und sozialen Herkunft ihrer Familie" (Marvakis 1995, S.333). Auch wenn ihre objektiv benachteiligte Situation durch diese „persönliche Perspektive“ nicht aufgehoben ist, ist für sie subjektiv ein anderer Umgang mit den gesellschaftlichen Anforderungen möglich. Ihre Orientierungen und die Ausrichtung ihres Handelns ist klar auf eine Zukunft in Deutschland gerichtet. "Die einzelnen Konflikte, Probleme, Diskrepanzen etc. in ihrem Leben können durch einen solchen Zukunftsbezug »verklammert« oder »auf die Reihe« gebracht werden. Und man kann sie »gelassener« ertragen" (ebd.).

In diesem Kontext ist es für junge AussiedlerInnen und MigrantInnen mit einem starken Integrationsinteresse nicht immer subjektiv funktional, sich mit den ihnen gesetzten Grenzen und Einschränkungen auseinander zu setzen, zumal sie es anstreben, von der deutschen Gesellschaft akzeptiert zu werden. Im Hinblick auf ihre zukünftigen Perspektiven in Deutschland und den damit verbundenen Integrationsbemühungen wollen sie nicht unbedingt durch eine kritische Haltung auffallen bzw. halten eine Kritik an der Aufnahmegesellschaft für unangemessen oder für sie als „Fremde“ für anmaßend.

5. Ambivalenzen und Widersprüche bei der Verwirklichung der sozialen Integration

Zunächst ist hervorzuheben, dass von den Jugendlichen selbst ihre Situation als MigrantInnen nicht unbedingt als Problem erlebt wird und für sie ihre ethnische oder nationale Zugehörigkeit im Alltag nicht ständig Thema ist. Auch für ihr Selbstverständnis muss diese nicht von zentraler Bedeutung sein. Sie bezeichnen sich selten ausschließlich und einseitig nur als Angehörige ihrer Herkunftskultur oder nur als Deutsche. Empirisch konnten wir vielmehr »sowohl-als-auch«- oder »weder-noch«-Identitäten feststellen, ohne dass dies von den Jugendlichen als problematisch erlebt wird (vgl. auch Marvakis 1995, S.317f). Des Weiteren greifen sie bevorzugt auf alternative Zuordnungskriterien wie z.B. Europa, die Region oder den Stadtteil zurück (vgl. Riegel 1999) und identifizieren sich mit Bereichen, die zunächst nichts mit ethnischen/nationalen Ein- und Ausschlusskriterien zu tun haben, wie z.B. einer bestimmten Jugendszene oder einem Mode- oder Musikstil. Gleichzeitig wollen sie einfach als „ganz normale Jugendliche“ gesehen und akzeptiert werden. Das bedeutet jedoch nicht, dass ihnen ihre Herkunft deshalb unwichtig ist. Schwierigkeiten machen ihnen auch hier eher Zuordnungen und Kategorisierungen von außen. So begründet eine junge Frau, den Sachver-

halt, dass sie sich nirgends zuhause fühlen kann damit, dass sie überall als Nicht-Zugehörige betrachtet und bezeichnet wird: in Deutschland als „Ausländerin“, im Herkunftsland als „die Deutsche“.

So wurde deutlich, dass die Art und Weise der Thematisierung der Herkunft und Selbstdarstellung der Jugendlichen immer auch mit Fremdzuschreibungen und dem, was das soziale und gesellschaftliche Umfeld von ihnen (potentiell) erwartet, korrespondieren. Die dargestellten Formen sind diesbezüglich auch als eine spezielle Kommunikationsform mit Deutschen bzw. der Einwanderungsgesellschaft zu sehen: Zum einen als Reaktion und Schutz vor Fremdzuschreibungen und dem eingangs zitierten „Fremdheitstheater“ und „Herkunftsterror“, zum anderen als Umgangsweise mit dem von deutscher Seite explizit oder implizit geforderten Integrations(an)forderungen an EinwanderInnen. Je nachdem, was die Jugendlichen in der Situation wollen, kann es für sie subjektiv funktional sein, klare ethnische oder nationale Zuordnungen zu schaffen, vorhandene zu verwässern oder diese zu negieren. Dabei entwickeln sie – wie deutlich wurde - durchaus kreative Lösungen und wissen auch mit der Herkunft in ihrem Sinne zu spielen. Die Umgangsweisen der Jugendlichen haben also immer auch strategischen Charakter. Ihr Verhalten ist also entscheidend damit verbunden, in welcher Situation dies geschieht, welche Absicht dabei verfolgt wird und ob in diesem Zusammenhang die Thematisierung subjektiv als sinnvoll erachtet wird. Die dargestellten eher defensiven Umgangsformen mit Ausgrenzung und Diskriminierung sind für die eingewanderten Jugendlichen hinsichtlich ihrer Integrationsbemühungen funktional. Allerdings bleiben sie sowohl in ihren Integrationsstrategien als auch in ihren Widerständigkeiten auf einer individuellen Ebene, da sie die Verhältnisse und Strukturen der Einwanderungsgesellschaft nicht in Frage stellen. Kurt Lewin bezeichnet dieses Bemühen um Unauffälligkeit und Kritikarmut zugunsten einer erhofften Akzeptanz und Integration als „Politik des Leisetretens“ (1948/1968, S.272).³⁵

³⁵ Diesen entgegenstehend sind Handlungsweisen, die sich in extropunitiver Form gegen die äußeren Umstände richten. Diese sind jedoch nicht immer auch gesellschaftskritisch, sondern können auch personalisierend und homogenisierend sein, wie wenn z.B. der Rassismusvorwurf instrumentell verwendet wird oder für alle Schwierigkeiten einseitig andere oder die Verhältnisse verantwortlich gemacht werden. Nicht selten ist damit eine Abwertung von Deutschen verbunden, wobei auch hier die nationale Zugehörigkeit als Kriterium herangezogen wird. Diese und andere eher auffällige und kritische Formen sind also empirisch ebenso festzustellen. Allerdings kann an dieser Stelle weder eine Aussage über die Häufigkeit der unterschiedlichen Phänomene gemacht werden, noch kann auf die subjektive Bedeutung von extropunitiven Umgangsformen für die Jugendlichen näher eingegangen werden. Die eingangs zitierte Unterscheidung von Allport in extro- und intropunitive Umgangsweisen ist eine analytische Differenzierung. Es kann davon ausgegangen werden und es gibt auch empiri-

Allerdings gestaltet sich dies für die Jugendlichen nicht immer ganz widerspruchsfrei. Gerade integrationsbereite und leistungsorientierte Jugendliche befinden sich hier in einer ambivalenten Situation. Denn wenn Jugendliche defensive und individualisierte Umgangsformen mit gesellschaftlichen Ausgrenzungsverhältnissen wählen und in ihren Integrationsbemühungen auf Anpassung und Unauffälligkeit abzielen, entsprechen sie dabei natürlich den Forderungen und Erwartungen der Aufnahmegesellschaft: sie werden für diese nicht zum Problem bzw. bleiben unsichtbar. Durch ihre individualistische Orientierung zeigen die Jugendlichen sich und anderen MigrantInnen einerseits zwar die Chance auf, dass es prinzipiell möglich ist, aus eigener Kraft (und trotz möglicher Behinderungen) etwas aus ihrer Situation und ihrem Leben zu machen. Dies kann für sie selbst (und auch andere) motivierend sein, um überhaupt vorwärts zu kommen, der Rekurs auf behindernde Strukturen und schlechte Ausgangsbedingungen scheint dabei eher schädigend. Veränderungen und Verbesserungen ihrer Lebenssituation können dementsprechend jedoch nur auf der individuellen Ebene gedacht und thematisiert werden.

Diese Sichtweise nimmt zugleich die Einwanderungsgesellschaft aus der Verantwortung und verharmlost bestehende Ungleichheits- und Ausgrenzungsverhältnisse. So hat der Versuch dieser Jugendlichen, den von der dominanten deutschen Gesellschaft gestellten Anforderungen und Standards im Sinne einer „Normalität“ zu entsprechen, auch eine selbstschädigende Seite. Denn durch die Anpassung und die Übernahme der dominanten „Spielregeln“ und Normen werden gleichzeitig die vorherrschenden (Ungleichheits-) Verhältnisse und damit verbundene Ein- und Ausgrenzungskriterien reproduziert und gestärkt - und dies ist nicht unbedingt zum Vorteil von Minderheiten.

Gerade an der Thematisierung und Benennung der Herkunft und ethnischen bzw. nationalen Zugehörigkeiten wird deutlich, dass dies eine zweischneidige Sache ist. Denn die soziale Konstruktion von „Ethnizität“ und der Bezug darauf, hat auf der einen Seite festschreibenden und homogenisierenden Charakter, wodurch Ein- und Ausgrenzungsverhältnisse hergestellt und legitimiert werden. Auf der anderen Seite sind diese Ethnizitätsverhältnisse grundlegender Bestandteil momentaner gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse. Diesbezüglich ist deren Thematisierung notwendig, um diese überhaupt kritisieren zu können und gesell-

sche Hinweise darauf, dass für eine Person jedoch beide Umgangsmöglichkeiten - je nachdem in welcher Situation und Kontext – subjektiv funktional werden können. Daher ist es auch schwierig, von verschiedenen Typen von EinwanderInnen Jugendlichen zu reden, wie dies beispielsweise Eveline Viehböck und Ljubomir Bratic (1994) in nicht unproblematischer Weise tun. Sie beschreiben drei Typen als idealtypisch für MigrantInnen Jugendliche: der „Typ des Überanpassers“, der „Typ des Integrationsverweigerers“ und „Typ drei ist jener, der aus dieser Position Kapital schlägt...“ (ebd., S.101 ff).

schaftliche Veränderungen voranzutreiben. Dies stellt ein Dilemma dar, vor dem nicht nur Jugendliche stehen.³⁶

Der Wunsch der Jugendlichen, als ganz normale Jugendliche gesehen zu werden ist hinsichtlich der erstgenannten Problematik verständlich. Sie wollen als Subjekte ernstgenommen werden und einen Subjektstandpunkt beanspruchen, der ihnen all zu oft verweigert wird, indem sie immer wieder zu Objekten gemacht (und vereinnahmt) werden: als „die Fremden“, „die Problematischen“, „die Bemitleidenswerten“ oder als „die erfolgreiche junge zweite oder dritte Generation“ – je nach Interesse derer, die die Definitionsmacht haben. Und diesen Vereinnahmungen wollen sie sich entziehen. Durch Strategien des Verheimlichens ihrer Herkunft kann es ihnen jedoch höchstens gelingen, für den Augenblick dem ausgrenzenden Moment der sozialen Konstruktion ethnischer oder nationale Zugehörigkeiten die Relevanz zu nehmen. Dies ist jedoch (langfristig) herrschafts- und ungleichheitsstabilisierend, da die damit verbundenen gesellschaftlichen Ethnizitätsverhältnisse nicht in Frage gestellt werden.

Durchaus widerständige Momente der Jugendlichen stoßen hier an ihre Grenzen. Sie bleiben in ihrer Unauffälligkeit nicht nur unbemerkt, sondern entsprechen vordergründig sogar noch der Erwartungshaltung der Mehrheitsgesellschaft. Dies heißt jedoch nicht unbedingt, dass im Gegensatz zu diesen eher defensiven Umgangsweisen extropunitiv Reaktionen mehr zu einer Verbesserung der Lage von EinwanderInnen beitragen. Nur solange auch die behindernden gesellschaftlichen Strukturen thematisiert und in Frage gestellt und nicht nur auf personalisierender Ebene neue Feindbilder aufgebaut werden, besteht die Möglichkeit die einschränkenden Lebensverhältnisse auch zu verändern. Dies ist jedoch nicht einfach und kann nicht ausschließlich auf der individuellen Ebene gelöst werden. Weil in unserer Gesellschaft eine solche personalisierende Sichtweise vorherrschend (und funktional) ist, ist es auch für Jugendliche nicht einfach, diese Denklöge zu verlassen. Hier kann z.B. die Forschungsbegegnung dazu genutzt werden, diese erweiterten Handlungsmöglichkeiten zusammen mit den Jugendliche herauszuarbeiten bzw. Denkanstöße zu geben und die vorhandenen Widerstandspotentiale aufzugreifen.

6. Konsequenzen für die Forschung und Praxis mit eingewanderten Jugendlichen

Das Leugnen der Herkunft, wie auch das Verharmlosen von Ausgrenzung und Diskriminierung kann also beides beinhalten: Anpassung und

³⁶ Auf diesbezügliche Chancen und Risiken geht Claudia Koppert in kritischer Weise in einem Beitrag zu kollektiven Identitäten (1997) ein.

Widerstand. Anpassung als Integration und Assimilation an die vorherrschenden Verhältnisse - und Widerstand gegen Zuschreibungen und die Einordnung in (gesellschaftlich konstruierte) Differenzen, über die Ein- und Ausgrenzungen verhandelt werden. Die eingewanderten Jugendlichen stehen dabei vor der paradoxen Situation, dass sie einerseits von der Einwanderungsgesellschaft ständig auf ihre Herkunft reduziert werden, andererseits von ihnen gefordert wird, sich möglichst unauffällig und angepasst in die deutsche Gesellschaft einzugliedern. Mit diesen widersinnigen Erwartungen an EinwanderInnen muss sich auch die Jugendarbeit und Jugendforschung selbstkritisch auseinandersetzen.

So ist es nicht unbedingt sinnvoll, eingewanderte Jugendliche einseitig nur über ihre Herkunft, ihre Migration, sowie über Diskriminierungserfahrungen und andere damit verbundene Themenbereiche zu befragen oder alles mit der "ethnischen Brille" zu analysieren, da sie durchaus andere Gründe für ihr Denken und Handeln haben. Außerdem besteht die Gefahr, dass durch den Forschungsprozess (von der Auswahl der Befragten bis hin zur Veröffentlichung der Ergebnisse) auch bestimmte Differenzen erst bedeutsam gemacht werden, die davor – weder für die Betroffenen selbst, noch im dominanten gesellschaftlichen Diskurs – nicht unbedingt von Bedeutung waren. Eine durchaus aufklärerische und kritische Intention der WissenschaftlerInnen kann dabei in ihrer Wirkung in die entgegengesetzte Richtung umschlagen. Klaus Holzkamp (1983b) wies beispielsweise auf die Gefahr hin, dass durch die Vorurteilsforschung die Vorurteile, die eigentlich bekämpft werden sollen, durch das Thematisieren reproduziert und gar noch verstärkt werden können.

Dennoch stecken im Benennen und Bekennen der Zugehörigkeit und vor allem von Ausgrenzungserfahrungen nicht nur die benannten Gefahren, sondern durchaus auch Chancen. Das Benennen des Status quo schafft erst die Grundlage für eine Veränderung der Verhältnisse. Allerdings wird diese Handlungsoption von den wenigsten Jugendlichen genutzt, da damit verbundenen Gefahren von ihnen möglicherweise größer eingeschätzt werden. Auch macht die Tatsache, dass sich Jugendliche selbst objektiv in einer Benachteiligungssituation befinden, sie nicht unbedingt sensibel für soziale und gesellschaftliche Ausgrenzungsverhältnisse und für die Situation von anderen. Aus den dargestellten Gründen wählen sie eher individuelle Strategien zur Verwirklichung ihrer (Integrations-) Ziele, entsprechend der vorherrschenden gesellschaftlichen Denkweise. Kollektive Formen der Auseinandersetzung mit Diskriminierungen und ethnischen Zuschreibungen, die auf eine Verbesserung der Verhältnisse zugunsten von benachteiligten sozialen Gruppen oder auf generelle gesellschaftliche Veränderungen abzielen, werden dadurch erschwert. Dies kann möglicherweise auch ein Grund dafür sein, dass es momentan nur wenige (auch autochthone) Jugendliche gibt, die sich kollektiv gegen Ausgrenzung und Diskriminierungen (von sich und anderen) engagieren.

Wird für die Jugendlichen jedoch deutlich, dass es sich nicht nur um Behinderungen und Beschränkungen Einzelner handelt, sondern auch um ein strukturelles Problem, das auch andere betrifft, werden auch andere Handlungsoptionen sichtbar.

Dabei stellt sich nicht nur für die Forschung, sondern auch für die Arbeit mit Jugendlichen die Aufgabe diese einerseits für Ausgrenzungsverhältnisse zu sensibilisieren, andererseits auch anzuregen, sich dagegen zu wehren - ohne sie auf ihre benachteiligte Situation hin zu reduzieren.

Literatur:

- Allport, Gordon W. (1954/1971): Die Natur des Vorurteils. Köln: Verlag Kiepenheuer & Witsch
- Auernheimer, Georg (1995): Einführung in die interkulturelle Erziehung. Darmstadt
- Bründel, Heidrun / Hurrelmann, Klaus (1995): Akkulturation und Minoritäten. Die psychosoziale Situation ausländischer Jugendlicher in Deutschland unter dem Gesichtspunkt des Belastungs-Bewältigungs-Paradigmas. In: Trommsdorf, Gisela (Hg.) (1995): Kindheit und Jugend in verschiedenen Kulturen. Entwicklung und Sozialisation in kulturvergleichender Sicht. Weinheim/München: Juventa-Verlag, S.293-313
- Bruns, Gabriele (2000): Was will Feminismus heute? In: Gewerkschaftliche Monatshefte: Hat die Emanzipation ausgedient? Heft 12, Dez.2000, 51.Jhg. Westdeutscher Verlag. S.669-677
- Bukow, Wolf-Dieter / Llaryora, Roberto (1993): Mitbürger aus der Fremde. Soziogenese ethnischer Minoritäten. Opladen: Leske+Budrich
- com.une.farce (1998): C'est un truc. Interview mit Mahmut & Murat G. <http://www.copyriot.com/unefarce/artikel/mm.htm>
- Dannenbeck/Eser/Lösch (1999): Herkunft (er)zählt. Befunde über Zugehörigkeiten Jugendlicher. Münster; New York; Berlin: Waxmann
- "East-Side-Story" (1998). Videoproduktion über das Zusammenleben im Stadtteil Stuttgart-Ost. Juca-Produktion im Rahmen des Projekts "Internationales Lernen".
- Govaris, Christos (1995): Subjektive Entwicklungsprozesse griechischer Migrant*innenjugendlicher in Deutschland. Eine empirische Studie über Orientierungs- bzw. Handlungsformen und ihre subjektiven Begründungen. Dissertation. Tübingen
- Haug, Frigga (1990): Erinnerungsarbeit. Berlin; Hamburg: Argument-Verlag
- Haug, Frigga / Kornelia Hauser (1991): Die andere Angst. Frauenformen (AS184) Berlin; Hamburg: Argument-Verlag
- Haug, Wolfgang-Fritz (1984): Antisemitismus aus marxistischer Sicht. In: Strauss H.A. / Kamp, N. (Hg.): Antisemitismus. Band 213 der Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn
- Heitmeyer, Wilhelm (1996): Ethnisch-kulturelle Konflikt*indynamiken in gesellschaftlichen Desintegrationsprozessen. In: Heitmeyer, Wilhelm / Dolase, Rainer (Hg.): Die bedrängte Toleranz. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.31-63
- Held, Josef (1994): Praxisorientierte Jugendforschung: Theoretische Grundlagen, methodische Ansätze, empirische Projekte. Hamburg: Argument-Verlag
- Held, Josef (1999): Integration und Ausgrenzung. Konzeptionelle, gesellschaftliche und regionale Voraussetzungen. In: Spona / Held: Jugend zwischen Ausgrenzung und Integration. Ergebnisse eines internationalen Projekts. Hamburg: Argument, S.1-18
- Held, Josef / Horn, Hans-Werner / Marvakis, Athanasios (1996): Gespaltene Jugend. Unter Mitarbeit von Traudl Horn, Christine Riegel, Wolfram Keppler. Opladen: Leske+Budrich

- Held, Josef / Melita Svob (1998): Jugend zwischen Ausgrenzung und Integration. Theorien und Methoden eines internationalen Projekts. Hamburg: Argument-Verlag
- Held, Josef / Leiprecht, Rudolf / Riegel, Christine (1997): Projekt "Internationales Lernen". Orientierungen Jugendlicher im Kontext von Integration und Ausgrenzung. In: Forum Kritische Psychologie; Nr.38; Berlin, Hamburg: Argument Verlag, S.102-119
- Held Josef / Riegel, Christine (1999): Integrations- und Ausgrenzungsprobleme von Jugendlichen. In: Spona / Held: Jugend zwischen Ausgrenzung und Integration. Ergebnisse eines internationalen Projekts. Hamburg: Argument, S.59-88
- Herwartz-Emden, Leonie (1997a): Die Bedeutung der sozialen Kategorien Geschlecht und Ethnizität für die Erforschung des Themenbereichs Jugend und Einwanderung. In: Zeitschrift für Pädagogik. Geschlechterforschung, Bildung. Nov./Dez 1997
- Herwartz-Emden, Leonie (1997b): Erziehung und Sozialisation in Aussiedlerfamilien. Einwanderungskontext, familiäre Situation und elterliche Orientierung. In: ApuZ, B7-8 / 1997, S.3-9
- Holzcamp, Klaus (1983/1985): Grundlegung der Psychologie. Frankfurt/Main; New York: Campus Verlag
- Holzcamp, Klaus (1983b): Der Mensch als Subjekt wissenschaftlicher Methodik. In: Braun, Karl-Heinz u.a. (Hg.): Karl Marx und die Wissenschaft vom Individuum. Marburg
- Holzcamp, Klaus (1988/1997): Die Entwicklung der Kritischen Psychologie zur Subjektwissenschaft. In: Holzcamp, Klaus (1997): Schriften I. Normierung, Ausgrenzung, Widerstand. Hamburg; Berlin: Argument-Verlag. S.17-42
- Koppert, Claudia (1997): Identität und Befreiung - die Widersprüche des kollektiven »Wir«. In: Andreas Foitzik / Athanasios Marvakis (Hg.): Tarzan - Was nun? Internationale Solidarität im Dschungel der Widersprüche. Hamburg: Verlag libertäre Assoziation, S.95-108
- Leiprecht, Rudolf / Inowloki, Lena / Marvakis, Athanasios / Novak, Jürgen (1997): Racism in the new Germany: examining the causes, looking for answers. In: Hazekamp, Jan / Popple, Keith: Racism in Europe. A challenge for youth policy and youth work, London, S.91-121
- Leiprecht, Rudolf / Riegel, Christine / Held, Josef (1999): Abschlussbericht zum internationalen Jugendbegegnungsprojekt „Über das Zusammenleben und Ausgrenzen in unseren Stadtteilen“. Berichte aus der Pädagogischen Psychologie Universität Tübingen. Bericht Nr. 41
- Lewin, Kurt (1948/1968): Die Lösung sozialer Konflikte. Ausgewählte Abhandlungen über Gruppendynamik von Kurt Lewin. Herausgegeben von Gertrud Weiß Lewin. Bad Nauheim: Christian-Verlag
- Marvakis, Athanasios (1995): Politische Orientierungen Jugendlicher in Strukturen sozialer Ungleichheit. Eine empirische Untersuchung mit einem Schwerpunkt auf ausländische jugendliche Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen. Dissertation. Tübingen
- Mecheril, Paul / Teo, Thomas (Hg.) (1994): Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft. Berlin: Dietz Verlag
- Osterkamp, Ute (1989): Gesellschaftliche Widersprüche und Rassismus. In: Atrata, O. / Kaschuba, G. / Leiprecht, R. / Wolf, C.(Hg.): Theorien über Rassismus. Hamburg: Argument, S.113-134
- Osterkamp, Ute (1990): Intersubjektivität und Parteinahme: Probleme subjektwissenschaftlicher Forschung. In: Gekeler, Gert / Wetzel, Konstanze (Hg.): Subjektivität und Politik. Bericht von der 5. Internationalen Ferien-Universität Kritische Psychologie. Marburg: Verlag Arbeit & Gesellschaft, S.143-188

- Riegel, Christine (1999): „Wir sind die RIO-Girls und wir sind sehr gut drauf...“ Die Bedeutung des Stadtteils für Jugendliche. In: Spona / Held: Jugend zwischen Ausgrenzung und Integration. Ergebnisse eines internationalen Projekts. Hamburg: Argument, S.89-105
- Simon-Hohm, Hildegard (1998): Jugendliche aus Einwandererfamilien. Ihre Chancen in Ausbildung und Beruf. In: ajs-informationen. Fachzeitschrift der Aktion Jugendschutz; Nr.3 / 35. Jahrgang
- Spona, Ausma / Held, Josef (Redaktion: Riegel, Plaude, Kramena) (1999): Jugend zwischen Ausgrenzung und Integration. Ergebnisse eines internationalen Projekts. Hamburg: Argument
- Stauber, Barbara (1998): Subjektbezogene Forschung – Methodische Zugänge zu Handlungsstrategien und Gestaltungsansprüchen junger Frauen. In: Tübinger Institut für Frauenpolitische Sozialforschung e.V. (Hg.): Den Wechsel im Blick. Methodologische Ansichten feministischer Sozialforschung. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlag-Gesellschaft. S.11-128
- Stroebe, W. / Hewstone, M. / Codol, J.P. / Stephenson, G.M. (Hg.) (1990): Sozialpsychologie. Eine Einführung. Berlin; Heidelberg; New York; London; Paris; Tokio; Honkong: Springer.
- Stüwe, Gerd (1987): Sozialisation und Lebenslage ausländischer Jugendlicher. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.) (1987): Ausländerarbeit und Integrationsforschung - Bilanz und Perspektiven. München: DJI, S.137 - 154
- Terkessidis, Mark (1998): Niemals nicht integriert. In: die tageszeitung, 20.7.98
- Trommsdorf, Gisela (Hg.) (1995): Kindheit und Jugend in verschiedenen Kulturen. Entwicklung und Sozialisation in kulturvergleichender Sicht. Weinheim/München: Juventa-Verlag
- Viehböck, Eveline / Bratic, Ljubomir (1994): Die zweite Generation. Migrantenjugendliche im deutschsprachigen Raum. Innsbruck: Österreichischer Studien-Verlag
- Westphal, Manuela (1997): Aussiedlerinnen. Geschlecht, Beruf und Bildung unter Einwanderungsbedingungen. Bielefeld: Kleine-Verlag.
- Wiemann, John.M. / Giles, Howard (1990): Interpersonale Kommunikation. In: Stroebe u.a. (1990): Sozialpsychologie. Eine Einführung. Berlin; Heidelberg; New York; London; Paris; Tokio; Honkong: Springer. S.209-231
- Zaimoglu, Feridun (1998): Koppstoff. Kanaka Sprak vom Rande der Gesellschaft. Hamburg: Rotbuch-Verlag